

JEAN KWOK  
Wenn die Liebe tanzen lernt



GOLDMANN  
Lesen erleben

## *Buch*

Die 22-jährige Charlie Wong lebt mit ihrem Vater, einem berühmten Nudelkoch, und ihrer jüngeren Schwester Lisa in New Yorks Chinatown. Ihr Job als Tellerwäscherin ist keine große Erfüllung – doch in der kleinen Welt der traditionellen chinesischen Einwanderer sind die Möglichkeiten begrenzt. Charlie ist eigentlich nur glücklich, wenn sie mit ihrer weisen und liebenswerten Patentante Tai Chi unterrichtet. Bis Lisa Charlie überredet, sich auf eine Annonce in der Zeitung zu melden: Das berühmteste New Yorker Tanzstudio sucht eine neue Rezeptionistin. Schnell wird dort klar: Die tollpatschige Charlie ist eine schreckliche Empfangsdame, aber ein begnadetes Tanztalent. Und als Charlie zur Tanzlehrerin ausgebildet wird und sich vom unscheinbaren Entlein zum Schwan tanzt, fällt sie auch einem besonderen Mann auf. Doch das Tanzstudio hat eine eiserne Regel: Beziehungen mit Schülern sind verboten.

Weitere Informationen zu Jean Kwok  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Jean Kwok

---

Wenn die Liebe  
tanzen lernt

Roman

Übersetzt  
von Verena Kilchling

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Mambo in Chinatown« bei Riverhead Books,  
a member of Penguin Group (USA) LLC.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2015  
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Jean Kwok  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Julia Davila-Lampe/getty images  
Redaktion: Cathrin Wirtz  
MR · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-48272-6  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Erwin, Stefan und Milan,  
und im Gedenken  
an meine Mutter Shuet King Kwok



## Eins

Mein Name ist Charlie Wong, und ich bin die Tochter einer Tänzerin und eines Nudelmachers. Meine Mutter war Primaballerina an der berühmten Pekinger Tanzakademie, bevor sie durchbrannte, um meinen Vater zu heiraten: den bestaussehenden Nudelmacher von ganz Peking – so hat sie ihn zumindest immer beschrieben, bevor sie starb. Hand in Hand flüchteten die beiden nach Amerika, um dort eine Familie zu gründen. Leider schien ich nichts von den Genen meiner Mutter mitbekommen zu haben. Stattdessen kam ich ganz nach Pa, von seinem guten Aussehen einmal abgesehen. Und von seinen geschickten Händen, denn es gelang ihm trotz aller Bemühungen nicht, zumindest seine bemerkenswerten Nudelmacherfertigkeiten an mich weiterzugeben. Mit meinen zweiundzwanzig Jahren arbeitete ich daher als Tellerwäscherin in dem Restaurant in Chinatown, in dem Pa der große Nudelmeister war. Die Kunden standen Schlange an der Hintertür, um seine Nudeln ungekocht nach Hause mitzunehmen.

An jenem Tag entdeckte ich Mrs Lee an der Hintertür, als ich von meiner winzigen Spülküche durch das Fenster in die Nudelküche hinüberspähte. Sie hatte für Pa eine Extraschicht Lippenstift aufgetragen und heftete den Blick nun fest auf seine gebräunten Hände, die die Bambusstange umschlossen.

»Können Sie die Nudeln für mich bitte besonders lang

machen?«, fragte sie auf Mandarin. Sie stand ein wenig steif da, bemüht, nicht an den fettigen Türrahmen zu stoßen.

Pa nickte, während er das schwere Bambusrohr anhub und es dann erneut auf seinen Teig herabsenkte, der mit jedem Durchgang immer dünner wurde. Das Ende des Rohrs steckte in einem Loch, das oberhalb der Arbeitsfläche in die Wand gebohrt war. Nudelmachen war harte Arbeit, und ich wusste, dass Pas Hände voller Schwielen waren. War der Teig flach genug, schnitt er ihn mit seinem Hackmesser in vollkommen gleichmäßige Streifen und fing an, diese von Hand langzuziehen. Er drehte sie zu einem Strang und zog sie immer weiter in die Länge. Es war wie Magie.

Er blickte auf und lächelte Mrs Lee an. »Heute ist wohl Ihr Geburtstag.«

Sie kicherte doch tatsächlich, eine Frau in ihrem Alter! »Sie sind ein kluger Mann.«

Ich hätte verächtlich geschnaubt, hätten die Kellner nicht in diesem Moment eine weitere Plastikwanne mit gestapelten Schüsseln durch das andere Fenster hereingeschoben, das das Restaurant mit der Spülküche verband. Jeder wusste, dass es Glück brachte, am eigenen Geburtstag lange Nudeln zu essen, schließlich symbolisierten sie ein langes Leben. Genauso bekannt war in Chinatown, dass Mrs Lees Mann bereits vor etlichen Jahren gestorben war. Ich kratzte die Speisereste aus den Schüsseln und stapelte dann alles in einer weiteren Wanne. Dass die Frauen Pa Komplimente machten, war nichts Neues für mich. *Viel Glück bei dem Versuch, ihn sich zu angeln*, Mrs Lee, dachte ich. Seit Mas Tod hatte sich Pa mit keiner Frau mehr getroffen – und so würde es vermutlich auch bleiben, denn er war noch immer in sie verliebt. Ich stemmte die schwere Geschirrwanne mühelos hoch und beförderte sie ins Spülbecken. Seit mehreren Jah-



ren arbeitete ich nun schon als Tellerwäscherin, genau genommen, seit ich die Highschool abgeschlossen hatte – und mein gestählter Bizeps zeugte eindrucksvoll von der Plackerei. Ich senkte den Kopf, um erneut durch das niedrige Fenster in die Küche spähen zu können. Ich war neugierig, was Mrs Lee mit meinem Vater im Schilde führte. Mir schlug eine aromatische Dampfwolke entgegen, weil gerade einer der Köche Ingwer und Knoblauch in einen Wok geworfen hatte.

Pa hatte das Ende des Nudelteigs inzwischen seinem Hilfskoch in die Hand gedrückt, und gemeinsam zogen sie die Nudeln durch die ganze Küche, während ihnen der dritte Koch geschickt auswich. Mrs Lee strahlte, als Pa die fertigen Nudeln für sie aufrollte.

»Leisten Sie uns doch Gesellschaft! Ich verspreche auch, dass die Nudeln ganz zart sein werden«, säuselte sie.

Pa überreichte ihr das Nudelpaket mit einer altmodischen Verbeugung aus der Hüfte. »Sie sind wirklich sehr freundlich, aber ich habe alle Hände voll zu tun mit meinen beiden Töchtern. Sie wissen ja, wie es ist.«

»Natürlich«, entgegnete sie und ließ die stark geschminkten Mundwinkel hängen. »Dann eben beim nächsten Mal.«

»Ja. Ich wünsche Ihnen ein langes, glückliches Leben«, sagte Pa und wandte sich an seinen Hilfskoch. »Holst du mir bitte einen Sack Mehl aus dem Keller?«

Eigentlich hätte *ich* diejenige sein müssen, die ihm beim Nudelmachen assistierte. Seit ich ein kleines Kind war, nahm mich Pa schon mit ins Restaurant, damit ich ihm zusah und von ihm lernte. Doch so sehr ich mich auch bemühte, mir fiel immer alles auf den Boden. »Du musst dem Teig gut zureden«, erklärte Pa stets, und ich malträtierte ihn stattdessen. Als Nudelmeister brauchte man magische Fin-

ger. Meine waren so ungeschickt, als würde ich Fausthandschuhe tragen. Genau wie Pa war ich groß und schlank, aber während seine ausgeprägte Nase und die scharf gezeichneten Wangenknochen bei einem Mann stark und attraktiv wirkten, waren sie für ein Mädchen wie mich zu markant – zumindest behaupteten das Tante Monica und Onkel Henry. Wie Pa und der Rest seiner Familie hatte ich eine eher dunkle Haut und war für ein chinesisches Mädchen zu hager und knochig. Außerdem hatte ich von klein auf gelernt, keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, und das gelang mir in den meisten Fällen auch.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Im Restaurant war es nachmittags ruhiger, aber meine Beine schmerzten bereits, weil ich seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen war. Ich spritzte Spülmittel ins Becken und drehte dann das Heißwasser auf. Anfangs war es für mich unerträglich gewesen, meine Hände in das kochend heiße Wasser zu tauchen, selbst dann, wenn ich zuvor ein wenig kaltes Wasser beigemischt hatte. Ich hatte es mit Handschuhen versucht, bis mir aufgegangen war, dass das dampfende Wasser ohnehin am oberen Ende der Handschuhe hereinsickerte, wenn ich die Arme tiefer eintauchte. Ich hatte also die Wassertemperatur Tag für Tag erhöht, bis meine Hände und Arme sich daran gewöhnt hatten. Wenn ich schon zu nichts anderem taugte, wollte ich wenigstens die beste Tellerwäscherin sein, die ich nur sein konnte. Dass meine Hände dabei rot und spröde wurden, machte mir nichts aus – das war nun einmal der Preis, den ich zu zahlen hatte.

Der aufsteigende Dampf sorgte zusammen mit den hohen Augusttemperaturen für drückende Hitze. Ich ließ einen Stapel Schüsseln ins Wasser gleiten und tauchte meine Hände und Unterarme ein. Meine Haut war inzwischen so

rau und unempfindlich geworden, dass ich kaum noch zusammenzuckte. Je heißer das Wasser, desto schneller konnte ich arbeiten. Das Restaurant verfügte zwar über eine Spülmaschine, aber die war so antiquiert, dass ich das Geschirr vor dem Beladen so gut wie möglich vorreinigen musste, statt meine Zeit damit zu vergeuden, die Auffangsiebe von Rückständen zu befreien. Spülte ich die Schüsseln nicht gründlich genug vor, musste ich jede Waschladung noch einmal kontrollieren, wenn sie aus der Maschine kam. Vor allem während des Mittags- und Abendansturms zählte jede Sekunde, sonst ging uns rasch das saubere Geschirr und Besteck aus.

Ich hob einen weiteren Stapel benutzter Schüsseln aus der Plastikwanne und erstarrte, als ich feststellte, dass eine große Kakerlake daran hing. Auf keinen Fall wollte ich den Stapel ins Spülwasser befördern und hinterher die verbrühte Kakerlake herausfischen müssen. Das Insekt machte sich meine Unschlüssigkeit zunutze und krabbelte meine Hand und anschließend meinen Arm hinauf.

Ich kreischte. Der Geschirrstapel fiel scheppernd zu Boden, während ich wild auf die Kakerlake einschlug und versuchte, sie von meinem T-Shirt zu verjagen, bevor sie mein Gesicht erreicht hatte. Plötzlich erschien ein weißes Geschirrtuch in meinem Blickfeld und fegte die Kakerlake von meinem Körper. Sie landete auf dem Boden und blieb mit den dicken Beinen strampelnd auf dem Rücken liegen, bevor sie von einem Männerschuh zerdrückt wurde.

»Du bist wirklich die ungeschickteste Tellerwäscherin, die wir je hatten!«, schimpfte Mr Hu, der Inhaber des Restaurants. Seine runden Wangen schienen stets von einer Ölschicht bedeckt zu sein. »Beseitige das sofort!«

»Es tut mir leid«, stammelte ich. »Ich wollte ...«

»Ich will es nicht hören!«

Pa tauchte in der Tür auf. »Mr Hu, sie arbeitet wirklich hart.«

Mr Hu war sofort besänftigt, als er meinen Vater sah. Ohne Pa hätte sein Restaurant einen Großteil seiner Kunden verloren. »Ich weiß, ich weiß. Und kräftig ist sie auch. Räum einfach schnell die Sauerei weg, Charlie. Und gib dir in Zukunft mehr Mühe. Porzellan ist teuer, das weißt du.«

Ich begann umgehend damit, das zerbrochene Geschirr aufzufegen. Als Mr Hu weg war, sagte ich auf Englisch: »Danke, Pa.« Ich verstand zwar Chinesisch, sprach es jedoch nicht sehr gut, und Pa und ich kommunizierten deswegen normalerweise auf Englisch. Manchmal sagte er auch etwas auf Chinesisch zu mir, und ich antwortete auf Englisch.

»Mit Seifenhänden kann jedem einmal eine Schüssel entgleiten. Der Mann braucht dringend Urlaub.« Pa gab mir einen liebevollen Klaps auf die Schulter, bevor er in seine Nudelküche zurückkehrte.

Ich wusste nicht, ob das Restaurant mich auch weiter beschäftigt hätte, wenn Pa nicht gewesen wäre, denn an billigen Arbeitskräften herrschte in diesem Teil New Yorks wahrlich kein Mangel. Aber ich gab mir wirklich Mühe, und das Restaurant hatte schon einige Tellerwäscher verschlissen, bevor es mich eingestellt hatte. Selbst in Chinatown war Geschirrspülen Drecksarbeit.

Eine Stunde später lag ich quer auf einigen Stühlen, die an der Rückwand des Restaurants aufgestellt waren, und schlief. Alle Mitarbeiter hielten dort während ihrer Pausen ein Schläfchen, denn unsere Schichten konnten sich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein ziehen, je nachdem, wie voll es im Restaurant war. Wenn spätabends noch Gäste auftauchten, blieb das Lokal geöffnet. Solange

wir den Tischen den Rücken zukehrten und nicht zu laut schnarchten, wurden wir geduldet.

Jemand tippte mir seitlich an den Kopf. Ich schreckte aus dem Schlaf und löste meine Wange vom Kunstlederpolster des Stuhls, gereizt und desorientiert. »Was?« Als Erstes sah ich die vergilbte Tapete, bevor ich mich umdrehte und mein Blick auf das herzförmige Gesicht meiner kleinen Schwester Lisa fiel. »Du sollst doch meine Haare nicht anfassen!«

»Sorry«, sagte sie, aber ich sah ihr an, dass sie es mit Absicht gemacht hatte. »Du wärst sonst nicht aufgewacht.«

Ich stützte mich auf den Ellbogen und sah sie stirnrunzelnd an. »Hast du es denn versucht?«

»Nein, das weiß ich aus Erfahrung.« Als ich die Augen verdrehte, beugte sie sich vor und flüsterte: »Ich habe ein Jobangebot für dich in der Zeitung entdeckt.«

Ich musste erst warten, bis meine Schicht zu Ende war, bevor ich herausfand, um was für ein Angebot es sich handelte. Nachdem Lisa mir die Neuigkeit verkündet hatte, hatte ich sie nämlich schnell aus dem Restaurant gescheucht, bevor ich Ärger mit Mr Hu bekam und er mir vorwerfen konnte, ich würde meine Pause hinauszögern. Ich wusste, dass Lisa zu Hause auf mich warten würde. Es war zwar normalerweise spät, wenn Pa und ich endlich in unserer Wohnung eintrafen, aber Lisa versuchte meistens, bis dahin wach zu bleiben. War sie doch schon eingeschlafen, wachte sie auf, sobald sie uns hereinkommen hörte. Es war ihr wichtig zu wissen, dass wir wohlbehalten nach Hause gekommen waren.

»Was sollte uns in Chinatown schon passieren?«, hatte ich sie einmal gefragt.

»Taschendiebstahl, Messerstecherei, Raubüberfall, Bandenkrieg«, hatte sie geantwortet.

Womit sie nicht unrecht hatte. Lisa war zwar erst elf, aber immer schon reif für ihr Alter gewesen. Manchmal sah ich ihr beim Schlafen zu und wünschte mir, sie vor einem Leben, wie ich es führte, bewahren zu können. Wie gerne hätte ich vor ihr verheimlicht, wie müde ich fast immer war, doch es war unmöglich, sie zum Narren zu halten. Egal wie oft ich ihr weismachte, ich sei mit meinem Leben als Tellerwäscherin vollauf zufrieden: Lisa suchte dennoch weiter nach Alternativen für mich.

Wenn ich ehrlich war, hätte ich nichts gegen eine Veränderung einzuwenden gehabt. Allerdings sehnte ich mich nicht nur nach einer neuen Arbeit oder einem neuen Umfeld, sondern nach einem vollkommen anderen Leben. Ich wollte nicht das *Wo* verändern, sondern das *Wie*. Während manche Menschen davon träumten, eines Tages anderswo zu sein, träumte ich davon, *jemand* anders zu sein. Jemand, dessen schulische Leistungen früher nicht zum unteren Drittel der Klasse gezählt hatten, jemand, der selbstsicher war, elegant und schön – so wie Ma es gewesen war und wie Lisa es sein würde, wenn sie erst älter war. Im Gegensatz zu mir kam Lisa ganz nach Ma, vom rosigen Schimmer ihrer Haut bis zu der geschmeidigen Anmut, mit der sie sich bewegte. Manchmal sah ich Lisa und Pa an und flehte insgeheim zu den Göttern: »Könnte ich im nächsten Leben bitte nicht mehr in eine so gut aussehende Familie hineingeboren werden?« Es war nicht leicht, eine Kuh inmitten von Gazellen zu sein.

Jeden Abend sagten Lisa und ich Gute Nacht zu Pa, bevor er in seinem winzigen Wandschrank von einem Zimmer verschwand, und klappten dann den Plastiktisch im Wohnzimmer zusammen und stellten ihn in die Ecke. Tagsüber lehnte meine Matratze mitsamt Betttuch an der Wand. Wir

zwängten sie zwischen Sofa und die drei kleinen Fernseher, die sich an der gegenüberliegenden Wand stapelten. Nur der oberste funktionierte, aber Pa brachte es nicht über sich, die anderen beiden wegzuwerfen. »Vielleicht sind sie uns irgendwann noch einmal nützlich«, argumentierte er. Dann zogen wir die verschlissene Patchworkdecke vom Sofa und legten den Brandfleck frei, den ich einmal mit dem Bügel-eisen verursacht hatte, breiteten ein Laken darüber und holten Lisas Kissen und Decke hervor, die ich in mühevoller Arbeit aus Stoffresten zusammengenäht hatte. Lisa wurde allmählich zu groß, um auf das kurze Sofa zu passen, und ich hatte keine Ahnung, was wir tun würden, wenn es so weit war.

Obwohl ich Lisa regelmäßig drängte, schlafen zu gehen, bevor Pa und ich nach Hause kamen, freute ich mich ins-geheim auf jene nächtlichen Momente der ungestörten Zweisamkeit: Lisa auf dem Sofa und ich vor ihr auf meiner Matratze auf dem Boden, plaudernd und lesend, bevor uns der Schlaf übermannte.

»Wie war es heute bei Onkel Henry und Tante Monica?«, fragte ich.

Sie verzog das Gesicht und sagte dann: »Gut.«

»Sei nicht undankbar«, rügte ich. »Wir können uns ...«

»... glücklich schätzen, dass sie mich unter dem Deck-mantel verwandtschaftlicher Fürsorge als unbezahlte Skla- vin in Onkel Henrys Praxis schufteten lassen, ich weiß«, be- endete Lisa meinen Satz. Onkel Henry war ein in China- town bekannter Arzt für traditionelle chinesische Medizin. Lisa half nach der Schule in seiner Praxis aus, erledigte Pa- pierkram und putzte, bis die Praxis abends zumachte und sie nach Hause ging. Jetzt in den Sommerferien packte sie sogar ganztags mit an.

Ich grinste und konnte es mir nicht verkneifen zu fragen:  
»Wie bist du nur so unerträglich frech geworden?«

»Genauso, wie du so eine Moralpredigerin geworden bist.«

Wir streckten uns gegenseitig die Zunge heraus, obwohl ich wusste, dass ich für derartige Kindereien zu erwachsen hätte sein müssen.

»Dabei dachte ich eigentlich, dass du Ärztin werden willst«, fügte ich hinzu.

»Ich weiß, ich weiß.« Sie seufzte. »Ich kann in der Praxis schon mal Erfahrungen sammeln, auch wenn Onkel Henry kein westlicher Arzt ist.«

»Na komm, fang an zu lesen«, forderte ich sie auf und reichte ihr das Taschenbuch.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen las Lisa mir aus dem Buch *Pilgerreise* von John Bunyan vor. Anfangs hatte ich versucht, *ihr* daraus vorzulesen, dabei jedoch solche Schwierigkeiten gehabt, dass kurzerhand sie das Lesen übernommen hatte. In der Schule hatte regelmäßig das vernichtende Urteil »unmotiviert und faul« in meinem Zeugnis gestanden, weil die Lehrer keine Ahnung gehabt hatten von den vielen Stunden, die ich mich abends mit meinen Schulbüchern abmühte. In der zehnten Klasse hatte meine Englischlehrerin uns eine Liste der hundert wichtigsten Klassiker der amerikanischen Literatur gegeben, und ich war immer noch fest entschlossen, mich erfolgreich durch diese Liste zu arbeiten. Im Englischunterricht war es mir nur mit Mühe und Not gelungen, nicht durchzufallen, und die Lehrerin hatte mich kaum beachtet, mich nur hin und wieder ermahnt, mich mehr anzustrengen. Aus der Ferne aber hatte ich sie verehrt: ihren messerscharfen Verstand, ihre wilden Haare, ihre gestikulierenden Hände. Ich hatte es nie gewagt, ihr anzuvertrauen, wie schwer ich mich zu Hause mit dem Lesen ih-



rer Bücher tat, dass ich es selbst nach stundenlanger Arbeit nicht schaffte, auch nur die Hälfte ihrer Lesehausaufgaben zu erledigen. Von dem Moment an, in dem Lisa anfang zu lesen, flüssig und mühelos, wurde mir der Unterschied zwischen uns klar. Obwohl ich eine »ABC« war, was für »American-born Chinese« stand, war schriftliches Englisch eine Fremdsprache für mich.

Meine Lehrer hatten oft den Wunsch geäußert, mit Pa zu sprechen, doch er hatte sich nie getraut, zu Elternabenden in der Schule zu erscheinen. Er fand, sein Englisch sei zu schlecht, und ich glaube, er fühlte sich auch generell eingeschüchtert von diesen eloquenten Akademikern. Seine fehlende Bildung als Nudelmacher war ihm nur allzu deutlich bewusst. Sein Bruder, Onkel Henry, war der älteste Sohn und hatte eine gründliche Ausbildung in traditioneller chinesischer Medizin erhalten, auch wenn er kein offizielles Arztdiplom besaß. Für Pas Ausbildung war anschließend kein Geld mehr übrig gewesen. Einmal hatte ich den Vater einer Mitschülerin in der Schule erlebt, der sein Kind vor einem Lehrer verteidigt hatte, und für einen Moment hatte ich mich der Traumvorstellung hingeeben, es sei Pa. Mein Herz hatte einen kleinen Sprung gemacht. Einmal war Tante Monica an Pas Stelle in die Schule gekommen und hatte meinen Lehrern erklärt, dass ich mehr Zeit brauche, um zu Hause mit anzupacken, es sei eine Schande, dass mein Vater für uns kochen müsse. Als ich Pa davon erzählt hatte, hatte er ihre Hilfe von da an höflich zurückgewiesen. Umso wichtiger war es mir nun, dass ich gewissenhaft zu sämtlichen Elternabenden von Lisa erschien.

Als sie an diesem Abend das Buch aufschlug und zu lesen begann, gab ich mir Mühe, aufmerksam zuzuhören. Meine Arme und Beine waren bleischwer, und mein Rü-

cken schmerzte von der gebeugten Haltung über dem Spülbecken. Ich war froh, endlich die Beine ausstrecken zu können. Ehe ich mich dessen versah, tippte mir Lisa zum zweiten Mal an diesem Tag auf den Kopf.

»Warum tust du das?«, protestierte ich und gab vor, die ganze Zeit wach gewesen zu sein.

»Ich dachte, wir lesen dieses Buch, um etwas für unsere Bildung zu tun«, sagte Lisa. »Wie soll das gehen, wenn du dabei schläfst?«

»Ich schlafe nicht.« Nach einer kurzen Pause fügte ich hinzu: »Jedenfalls nicht mehr. Wenigstens tun wir so etwas für *deine* Bildung.«

»Kann ich dir von der Stellenanzeige erzählen, bevor du wieder einpennst?«

Ich stöhnte genervt. »Wann hörst du endlich auf, so ein optimistischer kleiner Biber zu sein? Du weißt doch, dass ich ohnehin nicht eingestellt werde, und wenn doch, verliere ich den Job sofort wieder.«

»Aber nur, weil du noch nicht die richtige Arbeit für dich gefunden hast. Sieh dir das an.« Lisa hielt mir einen Fetzen Papier unter die Nase, den sie aus einer englischsprachigen Zeitung gerissen hatte. Vermutlich hatte sie die Zeitung in der Schulbibliothek zwischen die Finger bekommen, denn Pa kaufte nur chinesische Zeitungen, die weder Lisa noch ich lesen konnten.

Ich setzte mich aufrecht hin, um die Anzeige laut vorzulesen. »Empfangsdame für Tanzstudio gesucht.«

»Tanzstudio«, wiederholte Lisa leise und ehrfürchtig.

»Die nehmen mich sowieso nicht«, sagte ich. »Als Empfangsdame bin ich eine Niete, das müsstest du mittlerweile wissen.« Ich hatte ein paarmal versucht, außerhalb Chinatowns zu arbeiten, aber die Telefone, die ich hatte bedienen

sollen, besaßen so viele Knöpfe, und Computer waren für mich ein Buch mit sieben Siegeln, weil wir zu Hause keinen besaßen und ich auch in der Schule nur ein paar Stunden Computerunterricht gehabt hatte. Am schlimmsten wurde es, wenn ich Termine notieren musste. Danach dauerte es meist nicht mehr lange, bis ich wieder in der Spülküche stand.

Meine letzte Stelle bei einer Buchhaltungsfirma hatte ich nur ein paar Tage behalten. Die Firma war klein und nicht sehr erfolgreich gewesen, und als wichtige Unterlagen nach Midtown gebracht werden sollten, hatte man keinen Kurrier beauftragt, sondern mich geschickt. Ein großer Fehler. Wie immer hatte ich den richtigen Bus nicht gefunden und mich verlaufen. Als ich die richtige Buslinie schließlich doch noch entdeckt hatte, war mir aufgefallen, dass ich meinen Geldbeutel im Büro vergessen hatte. Entschlossen, den Auftrag dennoch erfolgreich zu erledigen, war ich schließlich die ganze Strecke gelaufen. Am Ziel angekommen, hatte ich auf den dicken braunen Umschlag hinuntergeblickt, den ich ausliefern sollte: Er war fleckig und zerknittert gewesen, weil ich ihn während des ganzen Wegs nervös in den Händen geknetet hatte. Wieder einmal war ich nach kurzer Zeit gefeuert worden.

»Vielleicht bist du ja in der Zwischenzeit besser geworden. Das letzte Mal ist schon eine Weile her.« Lisa nickte energisch mit dem Kopf, um mir zu zeigen, wie sicher sie sich dessen war.

»Das bezweifle ich.« Unwillkürlich spähte ich zu einem Foto von Ma hoch, das über uns an der Wand hing. Tanzstudios waren für Lisa und mich magische Orte, denn sie symbolisierten Mas leidenschaftliche Liebe zum Tanz und ihr großes Talent. Sie war gestorben, als Lisa erst drei Jahre

alt gewesen war, aber wir hatten beide unsere Kindheit damit verbracht, immer wieder die Fotos von ihr zu bewundern: Ma, unglaublich jung mit siebzehn Jahren, in einem Kleid aus bestickter Seide, auf einem Bein balancierend und den Körper zur Kamera gedreht, einen weißen Fächer über dem Kopf schwingend; ein alter chinesischer Zeitungsausschnitt, auf dem eine Reihe Balletttänzerinnen der Tanzakademie bei einer diplomatischen Veranstaltung zu sehen sind; Ma im Vordergrund, in einem dramatischen Kostüm der Pekinger Oper, wie sie vor einem weißen Mann im Anzug einen Knicks macht.

Lisa konnte sich nicht mehr an Ma erinnern, aber ich schon. Seit Ma mit Pa in die Vereinigten Staaten gekommen war, hatte sie nie wieder vor Publikum getanzt. Sie sprach kein Englisch, kannte niemanden aus der Welt des Balletts, verstand nicht, wie das amerikanische System funktionierte. Schon bald war ihr Leben ohnehin von harter Arbeit aufgeessen worden. Aber sie hatte mir Ballettstunden gegeben, hatte sich nicht davon abhalten lassen, dass unsere winzige Wohnung so wenig Platz bot. Unter der Woche arbeitete sie Tag und Nacht als Kellnerin im selben Nudelrestaurant wie Pa, doch sobald sie einen freien Tag hatte, schob sie alle Möbel zur Seite und unterrichtete mich, während Pa in der Tür stand und zusah.

Es war weniger Ballett, was sie mir beibrachte, als vielmehr Turnen: Dehnübungen, Handstand, Liegestütze, Pirouetten – alles, was auf der begrenzten Fläche möglich war. Ich stellte mich sicher nicht besonders geschickt an, doch wenn Mas Hände mich sanft, aber bestimmt korrigierten, meine Hüfte, meine Arme, meinen Hals in die richtige Position schoben, fühlte ich mich stark und gelenkig und kam mir ausnahmsweise einmal nicht wie eine Versagerin vor.

Wenn wir trainierten, wurde Ma zu einer anderen Person, dann wurde sie leidenschaftlich und schonungslos.

»Wir müssen das jetzt machen, solange du noch jung bist«, erklärte sie. »Diese Biagsamkeit und Kraft werden dich danach nie wieder verlassen.«

Ich weiß noch, dass ich mich immer darüber gewundert hatte, warum Pa in der Tür stehen blieb und zusah, obwohl er dabei so traurig wirkte.

Unter den Fotos von Ma, die bei uns an der Wand hingen, stand ein großes Glas, auf das Lisa mit ihrer runden, kindlichen Schrift »Broadway-Geld« geschrieben hatte und das wir mit Werbeflyern für verschiedene Broadway-Musicals beklebt hatten. In dem Glas befanden sich Geldscheine und Münzen, denn Lisa und ich sparten seit Jahren darauf, mit Pa zu einer Broadwayaufführung zu gehen. Wenn er die Tänzerinnen sah, würde Ma zu ihm zurückkehren, wenn auch nur für eine oder zwei Stunden, so glaubten wir. Welches Musical es werden sollte, hatten wir noch nicht festgelegt, da wir nicht wussten, wann wir genug für drei Eintrittskarten zusammenhaben würden. Ich hatte das Geld erst kürzlich gezählt und festgestellt, dass es bisher nur für eine Person reichte.

Ich senkte meinen Blick wieder auf die Stellenanzeige. Allein die Vorstellung, in einem Tanzstudio zu arbeiten, erschien mir wie ein Traum. Ich würde jeden Tag den Tänzern zusehen können.

Lisas Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Am Montag ist der Vorstellungstermin. Was hast du zu verlieren?«

Am nächsten Morgen wachte ich davon auf, dass Pa sich leise in unserer Kochnische zu schaffen machte. Es war Sonntag, und Pa und ich hatten frei. Zwischen dem Wohnzimmer,

in dem Lisa und ich schliefen, und der winzigen Küchenzeile gab es nur einen offenen Durchgang, keine Tür, und in diesem Durchgang befanden sich die Altäre für Ma und für unsere Vorfahren. Pa machte jeden Morgen Frühstück für Mas Geist, obwohl ihr Tod nun schon acht Jahre her war. Überhaupt aßen wir zu Hause keinen Bissen, ohne die Speisen vorher vor Mas Altar gestellt und sie ihr angeboten zu haben. Auf dem Altar stand ein gerahmtes Portraitfoto von ihr als junge Frau. Pa zündete gerade ein Räucherstäbchen an und murmelte: »Hier ist dein Tee, Liebes.«

Bis Lisa und ich meine Matratze und unser Bettzeug beiseitegeräumt hatten, hatte Pa bereits die chinesische Eintropfensuppe fürs Frühstück zubereitet und unsere Schüsseln auf einen kleinen Tisch vor Mas Altar gestellt. Lisa und ich traten hinzu, um uns vor Ma zu verneigen und Räucherstäbchen für die Götter anzuzünden. Nachdem Mas Geist gegessen hatte, nahmen wir die Schüsseln mit ins Wohnzimmer und setzten uns an den Plastiktisch, um selbst unser Frühstück einzunehmen.

Als älteste Frau im Haus hätte ich eigentlich die meiste Hausarbeit übernehmen müssen, aber ich hatte mich von Kindesbeinen an unfähig gezeigt, häusliche Fähigkeiten zu erlernen, hatte mich bei jedem Kochversuch verbrannt und den Boden so schlecht gefegt, dass Ma es noch einmal tun musste. Zum Glück war Pa ein hervorragender Koch, und wir nahmen zusätzlich oft Reste aus dem Restaurant mit nach Hause. Es schien ihm nichts auszumachen, dass ich so unbeholfen war, auch wenn ihn Onkel Henry und Tante Monica oft dafür rügten, dass er mich zu sehr verwöhnte.

Während wir zu dritt um den Klappstisch saßen, rührte ich meine Suppe um, um sie abzukühlen, erst im Uhrzeigersinn und dann in die andere Richtung.

Pa schüttelte missbilligend den Kopf. »Manche sagen, dass es Glück bringt, wenn man im Uhrzeigersinn rührt, andere behaupten, man müsse gegen den Uhrzeigersinn rühren. Aber willkürlich in beide Richtungen ist sicher nicht der richtige Weg.«

»Entschuldige«, sagte ich. »Ich war gerade in Gedanken. Pa, meinst du, mich könnte morgen Nachmittag jemand in der Spülküche vertreten?«

Er hob mit besorgter Miene den Kopf. »Warum? Fühlst du dich nicht gut?«

»Vorstellungsgespräch.« Mir war klar, dass wir jeden Cent brauchten, den Pa und ich zusammen verdienen konnten, und so wurde ich von heftigen Schuldgefühlen gepackt, wenn ich daran dachte, wie viel Geld uns entging, wenn ich zu diesem Termin ging. Und das, obwohl ich vermutlich ohnehin keine Chance hatte. Also schüttelte ich den Kopf und ruderte zurück: »Nein, schon gut, ich muss da nicht hin ...«

»Doch, doch«, ermunterte mich Pa. »Das ist doch gut, sehr gut sogar. Du verdienst wirklich ein besseres Leben. Um was für ein Unternehmen geht es denn?«

Lisa und ich tauschten vielsagende Blicke aus. »Eine Computerfirma«, antwortete sie.

»Es ist ein sehr bekanntes Unternehmen«, fügte ich hinzu. Wir wussten beide, dass Pa sich Sorgen machen würde, wenn er wusste, dass es um ein Tanzstudio ging. Würden dort unanständige Tanzstile praktiziert? Würden die Männer dort versuchen, sich seiner Tochter unsittlich zu nähern? Und so weiter und so fort.

»In Ordnung«, sagte Pa. »Dann gehe ich heute beim Restaurant vorbei und informiere Mr Hu.«

Eine Stunde später verließ Pa die Wohnung, um einzukaufen und mit seinen Freunden im Gerüchtepark zu plaudern. Das war unser Spitzname für den großen Park in Chinatown. Lisa und ich nutzten die Zeit, um ein Outfit zu finden, das ich zum Vorstellungsgespräch anziehen konnte. Wir durchsuchten sämtliche Schränke, und es war wirklich ein Segen, dass Pa nie etwas wegwarf, denn am Ende entdeckten wir tief vergraben in einem Müllsack voller Kleidung, die man uns vermacht hatte, ein rotes Kleid. Es war so lang, dass ich es mit einem Gürtel raffen musste, damit ich nicht auf den Saum trat.

Meine Frisur war auch nicht gerade vorzeigbar. Erst kürzlich hatte ich Mrs Tam, der Inhaberin des Schönheitssalons in unserer Straße, erlaubt, sich an meinen Haaren auszutoben.

»Ich gebe dir einen Preisnachlass, weil wir Nachbarinnen sind«, hatte sie gesagt. »Vertrau mir, ich weiß, wie man junge Frauen in Schönheiten verwandelt.«

Trotz der Mehrkosten hatte ich mich also bereit erklärt, Mrs Tam eine Chance zu geben. Normalerweise schnitt Lisa mir die Haare. Mrs Tam hatte mir einen Stufenschnitt verpasst, um auf die Weise meine »Naturwelle zu betonen«, mit dem Ergebnis, dass meine dicken, widerspenstigen Haare nun wild in alle Richtungen abstanden. Als Mrs Tam das Ergebnis sah, riet sie mir zu einer Dauerwelle, um die Frisur zu retten, aber dafür hatte ich kein Geld mehr übrig.

»Gefunden!« Lisa zog einen langen roten Stoffstreifen aus einem alten Koffer und kam zu mir, um ihn mir um den Kopf zu wickeln und den Großteil meiner unvorteilhaften Frisur darunter zu verbergen.

Gemeinsam blickten wir in den Spiegel.

»Passt das Tuch denn farblich zum Kleid?«, fragte ich.



Lisa kniff die Augen zusammen. »Fast.«

»Muss reichen.« Das große, sackartige Kleid verhüllte meinen ganzen Körper, und das Tuch auf meinem Kopf sah aus wie ein roter Turban, dessen Enden an meinem Rücken herabhangen wie ein Tierschwanz. »Ist das nicht zu viel Rot?«

»Nein«, beruhigte mich Lisa, um Unterstützung bemüht. »Du siehst aus wie eine feurige Zigeunerin, Charlie.«

Ich umarmte sie rasch. Dann starrten wir auf meine derben Tellerwäscherschuhe hinunter.

»Die werden es schon tun«, sagte ich.

»Ich glaube, du solltest lieber hochhackige Schuhe tragen«, widersprach Lisa. »Tanzen Turniertänzerinnen nicht auch mit hohen Schuhen? Damit würdest du vielleicht einen besseren Eindruck machen. Außerdem hast du so hübsche Füße.«

»Schlauberger«, murmelte ich und ließ mich auf alle vier nieder, um erneut tief im Kleiderschrank zu kramen. Lisa wusste genau, wie sie mich überzeugen konnte. Meine schmalen, hoch gewölbten Füße waren das Einzige, was ich von Ma geerbt hatte. Lisa hatte sie immer »Cinderellafüße« genannt, bevor ich angefangen hatte, derbe Arbeitsschuhe zu tragen.

Schließlich grub ich das einzige Paar Pumps aus, das ich besaß. Die Absätze waren zerschrammt, und das schwarze Kunstleder blätterte im Bereich der Zehen ab und gab den Blick auf hellgraue Stellen frei.

»Warte.« Lisa wühlte in der Küchenschublade herum und zog einen schwarzen Filzstift daraus hervor.

Mit einer Schere schnitt ich die abstehenden Fetzen vom Schuh, bevor ich begann, mit dem Filzstift sämtliche grauen und abgeriebenen Stellen zu übermalen. Nachdem ich fertig

war, sahen die Schuhe bei genauer Betrachtung immer noch furchtbar aus. Die bemalten Flächen besaßen eine vollkommen andere Struktur als das restliche Material, aber aus der Ferne war das Ergebnis vorzeigbar, wie ich fand.

»Sieht super aus«, lautete Lisas Urteil.

»Du hast bloß Angst, dass ich einen Rückzieher mache«, sagte ich.

»Hast du das denn vor?«

Ich warf einen Blick auf das Foto von Ma in ihrer graziösen einbeinigen Ballettposition, bevor ich erneut den großen roten Fleck betrachtete, der mir aus dem Spiegel entgegenleuchtete. »Tja, ich schätze mal, besser wird es nicht. Ich bin bereit.«

## Zwei

Schon im Aufzug wurde mir klar, dass dieses Milieu eine Nummer zu groß für mich war. Das Tanzstudio befand sich in der Upper East Side, Welten entfernt von Chinatown. Ich drückte mich in eine Ecke, um mein verschwommenes Spiegelbild in den Metallwänden des Aufzugs nicht sehen zu müssen. Der Mann, der mir gegenüberstand, hatte von grauen Strähnen durchzogenes Haar und trug die glänzendsten schwarzen Schuhe, die ich je gesehen hatte. Seine Hose war perfekt gebügelt. Während mir der Schweiß von der Stirn tropfte, wirkte er gefasst und adrett in seinem frischen Hemd. Als die Aufzugtür aufglitt, holte ich tief Luft. Wir traten gemeinsam auf den Flur hinaus, und er ließ mir den Vortritt auf dem mit Teppich ausgelegten Weg zu der vergoldeten Doppeltür des Studios. Als er sie für mich aufhielt, schlug mir ein weiterer Schwall klimatisierter Kaltluft entgegen. Irgendwo lief ein schnelles klassisches Musikstück.

»Ach je, Nina«, sagte der Mann zu der jungen Frau hinter dem Empfangstresen. Ich glaubte einen leichten Südstaatenakzent zu erkennen. »Hat man dich schon wieder hierher verbannt?«

Sie blickte auf, raupte sich die langen braunen Haare und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Hallo Keith. Ich ertrage das nicht mehr. Gerade habe ich wieder versehentlich jemanden aus der Leitung geworfen. Geh ruhig direkt rein, Simone ist schon im Saal.«

Der Mann namens Keith lachte und warf mir einen Blick von der Seite zu. »Vielleicht ist *sie* ja deine Rettung.«

Nina betrachtete mich neugierig, während Keith durch eine Tür verschwand. Ihre Züge gingen so sanft und harmonisch ineinander über, dass ihr Gesicht wie aus Marmor gemeißelt wirkte. »Sind Sie wegen der freien Stelle hier?«

»Ja, ich bin Charlie Wong.« Woher hatten die beiden gewusst, dass ich keine Tanzschülerin war? Ich trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und versuchte, mir meine Nervosität nicht anmerken zu lassen.

»Huch, ich hatte mit einem jungen Mann gerechnet.« Sie blickte auf ihre Liste mit Bewerbern. Ich kam nicht umhin, sie weiter verstohlen anzustarren, denn sie war eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen hatte. Offenbar erledigte sie zurzeit die Arbeit, für die ich mich beworben hatte. Nina fand meinen Namen auf der Liste und grinste mich offen an. »Aber ich bin froh, dass Sie eine Frau sind. Gehen Sie einfach durch diese Tür dort in den Tanzsaal und halten Sie sich links. Das Büro der Geschäftsführerin ist ganz hinten in der Ecke«, erklärte sie und wies mir den Weg. »Aber passen Sie auf, es ist gerade Quickstep dran.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach, doch sobald ich durch die gläserne Doppeltür trat, wich ich erschrocken zurück, weil ein tanzendes Paar in vollem Tempo auf mich zuschoss. Die beiden vollführten einen anmutigen Schwenk, um mir auszuweichen, und bewegten sich dann eine Weile auf der Stelle, um eine Aneinanderreihung kleiner, synchroner Kicks zum Takt der Musik auszuführen, bevor sie wieder davonsausten.

Bewundernd betrachtete ich den Tanzsaal, an dessen hoher Decke selbst Kronleuchter nicht fehl am Platz gewirkt hätten, auch wenn es hier keine gab. Doch auch so wirkten

die Holztäfelung und die geschmackvolle Beleuchtung äußerst edel. Entlang der rechten Wand waren einige kleine Tische aufgestellt, und auf dem Parkett bewegten sich mehrere Tanzpaare gegen den Uhrzeigersinn durch den Saal. Hin und wieder gingen sie vor den deckenhohen Spiegeln in Pose, die an drei der vier Wände angebracht waren. Auch ich erhaschte einen flüchtigen Blick auf mich im gegenüberliegenden Spiegel und stellte fest, dass ich aussah wie ein rotes Wollknäuel.

Beim Eintreten hatte ich die Luft angehalten, und es fiel mir schwer, wieder normal zu atmen. Zu meiner Linken entdeckte ich in der Ecke des Saals eine geschlossene Tür. Während ich darauf zuging, spürte ich die Aufmerksamkeit der Tänzer, die fast unmerklich die Köpfe oder Hüften drehten, um mich im Blick zu behalten. Ich biss die Zähne zusammen und klopfte an die Tür.

Sie ging einen Spalt auf, und eine hochgewachsene afroamerikanische Frau mit ausgeprägten Wangenknochen spähte heraus. »Und Sie sind ...?«

»Charlie Wong.«

Sie zog die Tür ganz auf. Ihre kurzen, dichten Locken betonten ihr ovales Gesicht, und sie hatte einen Schwangerschaftsbauch. Als sie zur Seite trat, um mich durchzulassen, sah ich, wie sie erstaunt die Stoffbahn musterte, die ich mir um den Kopf geschlungen hatte.

Das Büro war klein, aber luxuriös eingerichtet. Gerahmte Fotos und Plakate von Tanzpaaren in unterschiedlichen Posen bedeckten die Wände. Ich blieb vor dem großen Schreibtisch stehen, bis die Frau wieder dahinter Platz genommen hatte.

»Ich bin Adrienne«, sagte sie. »Setzen Sie sich doch.«

Nachdem ich saß, nahmen wir uns gegenseitig in Augen-

schein. Sie trug ein enges, ärmelloses weißes Oberteil, unter dem sich ihr Bauch hervorwölbte, aber ihre Arme und Schultern waren muskulös und sehnig. Das helle Haselnussbraun ihrer ein wenig schräg stehenden Augen bildete einen auffallenden Kontrast zu ihrer dunklen, samtigen Haut. Sie blinzelte nicht, während sie mich beäugte. Es war offensichtlich, dass sich diese Person nicht leicht ins Bockshorn jagen ließ. Ich kramte in meiner Tasche nach meinem Lebenslauf. Er war ein wenig zerknittert, als ich ihn hervorzog, und ich wappnete mich bereits gegen ihre Reaktion, sobald sie von meinen ehemaligen Jobs las, die alle viel zu schnell wieder geendet hatten. Zu meiner Erleichterung warf sie kaum einen Blick auf das Dokument, bevor sie es auf einen Stapel auf ihrem Schreibtisch warf.

Sie legte die Hände zu einem Dreieck zusammen. »Warum erzählen Sie mir nicht ein bisschen über sich?«

Bilder von Lisa, Pa, dem Nudelrestaurant, meiner Highschool fluteten meinen Verstand und schnürten mir die Stimme ab. Was konnte ich schon sagen, was für diesen wunderschönen Ort und diese umwerfenden Menschen relevant gewesen wäre? »Ich weiß nicht recht, wo ich anfangen soll.«

»Warum fangen Sie nicht damit an, dass Sie mir sagen, warum wir Sie einstellen sollten?« Die Tür hinter mir ging auf, und ein Mann trat herein. »Ah, da ist Dominic.«

Dominic hatte blasse Haut, die mit seinen dunklen Haaren und Augen kontrastierte. Er trug einen hellen Anzug, der schlicht wirkte, aber sicher teuer gewesen war, denn er passte ihm wie angegossen. Halb fragend, halb herausfordernd hob er eine seiner spinnwebartigen Augenbrauen und sah mich an. Dann lehnte er sich schweigend an die Wand hinter Adrienne, direkt neben ein riesiges Plakat, auf dem eine atemberaubende dunkelhäutige Tänzerin in den Armen

ihres Partners zu sehen war. Die Tänzerin wirkte so leichtfüßig, als könnte sie jeden Moment abheben. Erst nach einigen Sekunden ging mir auf, dass Adrienne und Dominic die beiden Tänzer auf dem Poster waren.

Adrienne schien meine Erkenntnis bemerkt zu haben, denn sie lächelte zum ersten Mal. »Ich war nicht immer im fünften Monat schwanger, müssen Sie wissen. Das Foto wurde gemacht, nachdem wir zum ersten Mal amerikanische Zehntanz-Meister geworden sind.«

Obwohl ich keine Ahnung hatte, was das war, nickte ich ehrfürchtig. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass es überhaupt zehn verschiedene Tänze gab. Nachdem ich geschluckt und tief durchgeatmet hatte, versuchte ich, Adriennes Frage zu beantworten. »Wenn ich ehrlich bin, weiß ich nicht wirklich, warum Sie mich einstellen sollten, zumal die Leute vermutlich Schlange stehen, um hier arbeiten zu dürfen.«

Adrienne stieß ein kurzes Prusten aus, das eine Mischung aus Überraschung und Erheiterung auszudrücken schien. »Wenigstens machen Sie sich nicht besser, als Sie sind, das muss ich Ihnen lassen.« Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und fragte dann: »Also, wofür ist Charlie die Abkürzung? Charlotte? Charmaine?«

Ich räusperte mich. »Äh ... für gar nichts. Ich heiße wirklich so.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen im Büro, dann fuhr Adrienne fort: »Was ist Ihr Geheimnis, Miss Charlie-Abkürzung-für-nichts?«

Als ich sie verständnislos anstarrte, verschränkte sie die Hände über ihrem Bauch und sagte: »Was sind Sie in Wirklichkeit? Steptänzerin, Schriftstellerin, Musikerin, Feuer-schluckerin?«

»Tellerwäscherin.«

Ihre vollen Lippen zuckten. Nach einer Pause meldete sich Dominic hinter ihr zu Wort. »Interessant.« Er hatte einen leichten Akzent. Ich hörte nicht heraus, ob er seinen Kommentar sarkastisch meinte oder nicht.

»Und was machen Sie abends, nach Ihrem Tagesjob?«, fragte Adrienne.

»Es ist ein Tages- *und* Abendjob«, antwortete ich.

Jetzt verkniffen sich beide ein Lachen.

Während ich noch darüber nachdachte, ob ich meine Antwort näher erläutern sollte, fragte Dominic: »Haben Sie Erfahrung, was Büroarbeit angeht?«

»Ich habe schon in drei verschiedenen Firmen als Empfangsdame gearbeitet«, antwortete ich wahrheitsgemäß und hoffte, dass sie nicht in meinen Lebenslauf blickten und feststellten, dass ich jeden dieser Jobs nur wenige Wochen ausgeübt hatte, bevor man mich gefeuert hatte.

»Haben Sie irgendeine Art von Tanzausbildung?«, wollte Adrienne wissen.

Ich wünschte mir sehnlich, etwas entgegenen zu können, was sie beeindruckte, irgendetwas, aber ich musste ehrlich bleiben. »Nein.«

»Wirklich nicht? Nicht einmal Ballettstunden als Kind? Sie haben nie heimlich davon geträumt, Tänzerin zu werden?«

Überrascht und entsetzt antwortete ich: »Ich bin der unbeholfenste Mensch, den Sie sich vorstellen können. Wenn ich eines nicht kann, dann ist das Tanzen.«

»Jeder kann tanzen«, sagte sie mechanisch, als zitierte sie einen auswendig gelernten Spruch. »Das ist das Prinzip der Avery-Tanzstudios. Aber wir haben ohnehin keine Stelle als Tänzerin zu vergeben, ich hoffe, das ist Ihnen klar.«



»Meine Mutter war Tänzerin«, sagte ich. »Aber ich habe leider nichts von ihrem Talent geerbt. Ich komme mehr nach meinem Vater.«

»Und was macht der?«

»Er ist Nudelmacher in Chinatown.«

Jetzt lächelte Adrienne. »Charlie, warum um alles in der Welt möchten Sie ausgerechnet diesen Job?«

Ich machte mir nicht die Mühe, lange über meine Antwort nachzudenken. Da ich mir keinerlei Chancen auf diesen Job ausrechnete, den ich ohnehin nicht verdiente, sagte ich einfach die Wahrheit: »Weil dies hier ein so wunderschöner Ort ist. Wenn ich hier arbeiten würde, hätte ich jeden Tag mit Tänzern zu tun, und das würde mich an meine Mutter erinnern. Sie ist gestorben, als ich vierzehn war.«

Adriennes Gesicht war wieder ernst geworden. Als sie schließlich das Wort ergriff, sprach sie mit Dominic, nicht mit mir, und ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Waren wir wirklich auch mal so jung und unschuldig?«

Ich zwang mich fortzufahren: »Ich bin schon zweiundzwanzig. Und ich verspreche, dass ich alles tun werde, um diesen Arbeitsplatz zu verdienen, wenn Sie mir nur eine Chance geben. Ich bin wahrscheinlich nicht die geeignetste Kandidatin, die sich bei Ihnen beworben hat, aber ich glaube, dass ich mir diese Arbeit mehr wünsche als alle anderen.«

Die beiden schwiegen. Dann sagte Adrienne: »Könnten Sie uns bitte einen Moment allein lassen?«

Da sie nicht präzisierte, wo ich warten sollte, trat ich hinaus in den Tanzsaal und stellte mich neben die Bürotür. Keith und eine große Blondine schwebten in derart vollkommenen Drehungen durch den Saal, als seien sie einem Schwarzweißfilm entsprungen. In meiner Eile, das Büro zu verlassen, hatte ich die Tür nicht richtig geschlossen. Als ich

mich nun an die Wand zurücklehnte, ging mir auf, dass ich durch den Spalt leise Dominics Stimme hören konnte.

»Mir hat die letzte Kandidatin besser gefallen«, sagte er.

»Die Brünette? Viel zu theatralisch. Vertrau mir, die ist eigentlich Schauspielerin und wartet nur auf ihre große Chance. Ich bin es leid, alle sechs Monate eine neue Empfangsdame einstellen zu müssen. Alle wollen nur hier arbeiten, weil wir ein Tanzstudio sind. Wir ziehen sämtliche Möchtegernmimen von New York City an, und davon gibt es weiß Gott genug. Hier herrscht ein Kommen und Gehen wie an einer Autobahnraststätte.«

»Also gut, aber muss es wirklich dieses Mädchen sein? Ich meine, sieh sie dir an!«

Ich erstarrte. Weil ich befürchtete, dass Dominic und Adrienne durch das Fenster in der Tür mein Gesicht im gegenüberliegenden Spiegel erkennen konnten, tat ich so, als wäre ich völlig fasziniert von den vorbeitanzenden Paaren.

Nach einer Pause erklärte Adrienne mit Nachdruck: »Das Mädchen ist vollkommen in Ordnung.« Wieder trat Schweigen ein. Dann fuhr sie fort: »Sie träumt nicht davon, irgendwann entdeckt zu werden, und sie hat Büroerfahrung.«

Nach einer kurzen Pause war auch Dominics Stimme wieder zu hören. »Ist das ein Handtuch, das sie da auf dem Kopf trägt? Adrienne, ich bitte dich: Die Empfangsdame ist die Eingangspforte zu unserem Studio. Sie muss repräsentativ aussehen.«

»Dominic, wir haben hier bereits genug Sex-Appeal versammelt, um die verdammte Titanic zum Sinken zu bringen. Sie muss einfach nur anständig aussehen und nicht schon nach zwei Wochen mit dem Zirkus durchbrennen wie alle anderen.«

»Jetzt übertreibst du.«

»Ich mag sie«, hörte ich Adrienne sagen und konnte mir ein flüchtiges Lächeln nicht verkneifen. »Die Tänzer beschwerten sich, dass sie ständig am Empfang aushelfen müssen, unsere Kunden sind zunehmend unzufrieden, und wir verlieren gutes Geld. Na komm, wir nehmen ihr einfach mal das Tuch vom Kopf, und wenn sie nicht vollkommen daneben aussieht, stellen wir sie ein. Einverstanden?«

Erneutes Schweigen zeugte von Dominics Kapitulation. Adrienne machte die Tür auf und sagte: »Können Sie wieder hereinkommen, Charlie?«

Als ich zurück ins Büro trat, schlug mir das Herz bis zum Hals.

»Könnten Sie bitte mal dieses ... dieses Ding vom Kopf nehmen?«, forderte mich Dominic auf.

Ich bemühte mich, meine Hände vom Zittern abzuhalten, während ich den langen roten Stoffstreifen von meinem Kopf wickelte. Vor meinem geistigen Auge sah ich meine vom Tuch befreiten Haare hochschnellen, buschig, unregelmäßig geschnitten, mit einzelnen Strähnen, die in verschiedene Richtungen abstanden.

Zuckte Dominic zurück, oder bildete ich mir das nur ein?

»Jetzt wird mir klar, warum Sie dieses Tuch tragen«, murmelte Adrienne. Sie trat näher und musterte mich. »Aber das Gesicht ist hübsch, wenn es nicht mehr hinter diesen Stoffbahnen versteckt ist.«

Zu meiner Überraschung nahm sie mich bei den Schultern und drehte mich sanft zur Tür, damit durch das Fenster Licht auf mein Gesicht fiel. Ich kam mir vor wie ein Gegenstand.

»Gute Knochenstruktur«, urteilte Dominic. »Und das ohne Make-up.«

Ich wand mich unter seinem kritischen Blick.

»Sie hat keinen schlechten Geschmack, sie hat gar keinen Geschmack«, sagte Adrienne. Es klang nicht einmal unfreundlich. »Sie ist ein unbeschriebenes Blatt. Die Tänzer könnten ihr beim Styling helfen.«

Dominic seufzte. Er zog Adrienne zu sich heran und drückte ihr einen Kuss auf die Schläfe.

Ich war eingestellt.

Es war später Nachmittag, und ich wusste, dass Lisa um diese Zeit in Onkel Henrys Praxis im Herzen Chinatowns anzutreffen war. Die Praxis hatte die Hausnummer 88, was für viele Chinesen eine Glückszahl war. Nicht zuletzt deshalb war Onkel so erfolgreich. Nachdem ich den Aufzug in den dritten Stock genommen hatte, blieb ich vor dem Schild mit der Aufschrift »Traditionelle Chinesische Medizin, Henry Wong« stehen, um mich zu sammeln. Mein Onkel und meine Tante rümpften gern die Nase, wenn ich mich nicht seriös genug benahm. Ich öffnete die Tür und fand Lisa hinter dem Empfangstresen vor. Das Wartezimmer war voll mit Chinesen, die darauf warteten, von meinem Onkel behandelt zu werden. Lisa kam auf mich zu, sobald ich den Raum betreten hatte.

»Ich habe den Job!«, sagte ich mit mühsam gedämpfter Stimme und hüpfte vor Freude auf und ab. Lisa fiel mir in die Arme und drückte mich begeistert. Inzwischen ging sie mir schon bis zur Nase.

»Ich wusste es, Charlie!«

»Wo sind Tante und Onkel?«, fragte ich und sah mich um.

»Onkel behandelt gerade einen Patienten, und Tante ist mit der Vision unterwegs. Du weißt schon, die Hellscherin.«

»Du musst dich also ganz allein um die Praxis kümmern?«

»Jetzt, wo sie Dennis haben, nimmt sich Tante öfter frei.«

Lisa hatte bereits erwähnt, dass Onkel einen neuen Assistenten hatte. Ich senkte die Stimme, damit uns keiner der Patienten hörte: »Ich hatte gehofft, dass du nicht mehr hierher musst, wenn ich einen neuen Job habe, aber meine Schicht geht von halb zwei Uhr mittags bis halb elf am Abend, das heißt, ich werde trotzdem nicht da sein können, wenn du von der Schule kommst. Tut mir leid.«

Für einen Moment wirkte sie niedergeschlagen, aber dann flüsterte sie zurück: »Das muss dir nicht leidtun. Selbst wenn du nachmittags zu Hause wärst, würde Pa mich weiter hierherschicken, das weißt du.« Unsere Familie stand tief in Onkel Henrys Schuld, denn er hatte damals horrende Arztrechnungen für Ma beglichen. »Außerdem kommt mir die praktische Erfahrung vielleicht später mal im College zugute«, fügte Lisa hinzu.

Es war typisch für sie, dass sie jeder Situation etwas Positives abgewann. Ich selbst stellte wieder einmal fest, wie ungerne ich mit ihr getauscht hätte, denn an den Wänden des Wartezimmers reihten sich große Gläser voller Goji-Beeren, Tiergeweihen und getrockneten Eidechsen.

»Was ist denn das?«, fragte ich und zeigte auf ein neues Glas, das gut sichtbar auf dem Empfangstresen stand. Der Inhalt sah aus wie bleiche, fleischige Wurzeln, die in einer hellen Flüssigkeit schwammen. Wir traten näher an das Glas heran und unterhielten uns weiter im Flüsterton.

»Schlangenspenisse in Wein«, antwortete Lisa.

»Nicht dein Ernst!«

»Doch, absolut. Das Zeug musste extra bestellt werden, zu fünfzehnhundert Dollar das Pfund. Ich könnte dir ein Glas davon stibitzen, wenn du willst.«

Ich würgte. »Wirklich reizend von dir. Ich wusste gar nicht, dass Schlangen so einen großen ...«

»Wahrscheinlich stammen sie von sehr großen Schlangen. Wir erzählen das zwar nicht den Patienten, aber sie werden meistens abgeschnitten, während das Tier noch lebt.«

»Ist das legal?« Ich wandte den Blick ab.

»Es gibt vieles, was nicht legal, aber problemlos erhältlich ist, wenn man die richtigen Leute kennt.« Im Stil eines Werbespots fuhr Lisa fort: »Schlang peniswein wärmt Ihnen die Nieren und bereichert Ihr Qi, von seiner Wirkung auf Ihre sexuelle Leistungsfähigkeit ganz zu schweigen.«

Ich unterdrückte mühsam ein Lachen. »Du solltest in deinem Alter wirklich noch nicht über solche Themen sprechen.«

»Was, wieso? Ich muss mir das die ganze Zeit anhören. Die Hälfte von dem Zeug hier ist für alte Knacker, die es im Bett nicht mehr bringen. Das hier zum Beispiel.« Lisa zeigte auf ein Glas getrockneter Seepferdchen. »Das ist auch ein beliebtes Mittel zur Potenzsteigerung. Kostet nur vierhundert Dollar das Pfund. Irgendwie ironisch, dass es in Wirklichkeit das männliche Seepferdchen ist, das schwanger wird und den Nachwuchs austrägt, nicht wahr? Für mich klingt das nicht besonders maskulin. Aber was weiß ich schon? Ich halte einfach meinen Mund, wenn ich hier bin. Wenn meine Meinung etwas zählen würde, würde ich diesen Männern sagen, dass sie sich lieber Viagra holen sollen.«

Ich schnaubte und verbarg mein Grinsen hinter meiner Hand. »Also, ich glaube schon, dass Naturheilmittel wirksam sein können, wenn man sie richtig anwendet. Wenn Onkel dieses Zeug verkauft, hilft es auch, da bin ich mir sicher. Weißt du noch, wie er mir diese Suppe aus Tragantwurzeln verschrieben hat und meine Haut danach viel reiner geworden ist?«

Lisa antwortete nicht. Ich fing an, im Wartezimmer um-

herzuschlendern und die Etiketten der Gläser zu lesen. Ich war schon lange nicht mehr hier gewesen, da ich zu den Öffnungszeiten der Praxis normalerweise im Restaurant arbeitete. Bei meinem Rundgang kam ich an einem Glas vorbei, das mit getrockneten roten Tausendfüßlern gefüllt war. In einem anderen Glas schien sich eine große gebackene Kobra zu befinden. »Aber ich habe keine Ahnung, warum hier so viele giftige Tiere herumstehen.«

»Gift bekämpft Gift, daran glauben diese Leute.« Lisa zuckte mit den Schultern. »Ich persönlich bin der Meinung, dass man davon Bauchschmerzen und Halluzinationen bekommt, sonst nichts.«

»Lisa.« Onkel Henry war in der Tür aufgetaucht. Neben ihm stand ein junger Mann.

Ihr Grinsen erstarb sofort. »Ja, Onkel.«

»Onkel Henry«, sagte ich und begrüßte ihn mit der Ehrerbietung, die einem älteren Mitglied der Gesellschaft zustand.

»Charlie, wie schön, dass du uns besuchen kommst. Kennst du Dennis schon? Er studiert Pharmakologie und hat mir die Augen für die moderne Wissenschaft geöffnet.« Onkel Henrys Lächeln verwandelte sein strenges Gesicht in ein gutaussehendes. Wie immer trug er einen dunkelgrünen, bis zum Hals geknöpften Mao-Anzug.

Dennis schüttelte mir die Hand. Er hatte einen dichten schwarzen Haarschopf, volle Lippen und buschige Augenbrauen. »Ich lerne wirklich viel hier. Eine faszinierende Erfahrung.«

Ich beschloss, meinen neuen Job lieber nicht zu erwähnen. Onkel sollte mich auf keinen Fall bemitleiden, wenn es am Ende doch nicht klappte. Außerdem war eine Stelle als Empfangsdame wirklich keine große Sache, jedenfalls nicht,

wenn man sie mit dem Können und Wissen eines Studenten wie Dennis verglich. Um Onkels Anerkennung zu verdienen, hatte ich mir immer schon gewünscht, talentierter zu sein, als ich war. In der Highschool hatten mich die anderen Kinder nur respektiert, weil ich seine Nichte war.

Onkel Henrys Gesicht war eine weichere Version von Pasmarkanten Zügen. Obwohl sein Haar inzwischen fast völlig ergraut war, hatte ich schon mehrere ältere Damen flüstern hören: »Was für ein schneidiges Mannsbild dieser Doktor Wong doch ist!« Er war äußerst traditionell und weigerte sich, etwas anderes zu konsumieren als chinesisches Essen. Wenn er keinen Reis zu sich genommen hatte, hatte er nicht gegessen. Tante Monica und er waren noch nie zusammen in Urlaub gefahren, denn er behauptete, er sehe es nicht ein, auf diese Weise Geld zu vergeuden. Allerdings hegte er den sehnlichen Wunsch, eines Tages seine Heimat China wiederzusehen. Als ich klein gewesen war, hatte er mir besonders viel Aufmerksamkeit gewidmet – er war derjenige gewesen, der sich an den Plastiktisch in unserer kleinen Wohnung gesetzt und versucht hatte, mir das Bruchrechnen zu erklären. Wenn Tante Monica ungeduldig wurde, weil ich es nicht schneller begriff, hatte er sie besänftigt: »Charlie bemüht sich doch.« Aber all das hatte sich geändert, als ich älter geworden war.

»Wir könnten ein zusätzliches Paar Hände gebrauchen, Lisa«, sagte Onkel nun. Lisa folgte den beiden Männern den Flur entlang, und ich schlenderte hinterher.

Onkel Henry öffnete die Tür eines Behandlungszimmers, um mit Dennis und Lisa einzutreten, und ich erspähte eine auf dem Bauch liegende Frau. Aus der sanft geschwungenen Linie ihrer Wirbelsäule ragten Akupunkturnadeln, und mir schlug der Geruch von Beifuß entgegen. Onkel drehte



sich mit einem Lächeln zu mir um. »Würdest du bitte einen Augenblick den Empfang für mich im Auge behalten, Charlie?« Mit einem knappen Nicken machte er mir die Tür vor der Nase zu.

Es war offensichtlich, dass er den Tag, an dem meine Aushilfstätigkeit in seiner Praxis jäh geendet hatte, noch genauso gut in Erinnerung hatte wie ich. Als ich ungefähr zwölf gewesen war – das war noch vor Mas Tod gewesen –, hatten Onkel Henry und Tante Monica vorgeschlagen, dass ich in ihrer Praxis aushalf, so wie Lisa es heute tat. »Ich würde mich freuen, Charlie etwas beizubringen«, hatte Onkel Henry zu meinen Eltern gesagt.

Ich sah noch genau Tante Monica vor mir, wie sie sich mit in die Hüften gestemmtten Händen über mich beugte. »Wie konntest du ausgerechnet ein Glas mit Rattenföten fallen lassen? Weißt du, wie wertvoll die sind? Außerdem gehen die Ölflecken auf dem Teppich bestimmt nie wieder raus!«

Nach diesem Vorfall hatte ich nie wieder in der Praxis gearbeitet und machte mir bis heute Vorwürfe, weil Lisa nun dafür büßen musste, dass ich mich zu blöd angestellt hatte. Wenigstens war sie keine Tellerwäscherin. Ich hätte alles getan, um ihr die harte Arbeit in einem Restaurant zu ersparen.

Kaum hatte ich hinter dem Empfangstresen Platz genommen, als Tante Monica und die Vision eintraten, gefolgt von Todd, dem Assistenten der Hellseherin.

Ich stand auf und begrüßte das Trio. »Tante Monica, Mrs Purity, Todd«, sagte ich. Hinter ihrem Rücken wurde Mrs Purity zwar von allen nur »die Vision des linken Auges« genannt, aber niemand wagte es, sie mit diesem Namen anzusprechen. Wie die meisten Kinder in Chinatown hatte ich gelernt, mich vor ihr zu fürchten. Sie galt als mächtigste Hexe der Gegend, und die Menschen glaubten, dass He-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jean Kwok

## **Wenn die Liebe tanzen lernt**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48272-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2015

Die 22-jährige Charlie Wong lebt mit ihrem Vater und ihrer Schwester Lisa in New Yorks Chinatown. Ihr Job als Tellerwäscherin ist keine große Erfüllung – doch in der kleinen Welt der traditionellen chinesischen Einwanderer sind die Möglichkeiten begrenzt. Bis Lisa Charlie überredet, sich auf eine Annonce in der Zeitung zu melden: Das berühmteste New Yorker Tanzstudio sucht eine neue Rezeptionistin. Schnell wird klar: Die tollpatschige Charlie ist eine schreckliche Rezeptionistin, aber ein begnadetes Tanztalent. Und als Charlie sich vom unscheinbaren Entlein zum Schwan tanzt, fällt sie einem besonderen Mann auf ...



[Der Titel im Katalog](#)